



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stübe, Rudolf: Der Orient in unsrer historischen Bildung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß irgendwo und irgendwann eine Umkehr erfolgt, und daß zur Verständigung mit den Arbeitern Raum ist.

Deshalb meinen wir, man sollte zwar Unternehmern und Arbeitern ihre eignen wirtschaftlichen Interessenvertretungen lassen, aber auch diese werden Gelegenheit haben, sich, wenn es an der Zeit ist, zu gemeinsamen Besprechungen zusammenzufinden; genau so, wie sich die Organisationen der Arbeiter und der Unternehmer der bergischen Kleineisenindustrie gemeinsame Organe, Schiedsgerichte, geschaffen haben. Aber wohlgemerkt, sie sind von den Verbänden der Unternehmer und der Arbeiter geschaffen worden, die auch die Macht haben, ihre Beschlüsse durchzusetzen. Und solche gemeinsamen Ausschüsse sind etwas wesentlich andres als eine Arbeitskammer. In solchen gemeinsamen Besprechungen der Ausschüsse treten sich Unternehmer und Arbeiter ganz anders gegenüber; die Unternehmer sind nicht losgelöst von den Körperschaften, die ihre eignen Interessen, oder richtiger, die objektiven Interessen der Unternehmung vertreten, sondern werden bei allen Handlungen von ihnen gestützt. Gelingt eine Verständigung in dem gemeinsamen Ausschuß nicht, so wird nicht die eine Partei von der andern erdrückt; es ist nicht Gefahr, wie bei den Arbeitskammern, vorhanden, daß ihre Kundgebungen eine einseitige Darstellung der in ihr vorhandenen Ansichten enthalten; keine Partei wird durch steten oder häufigen fruchtlosen Kampf der Meinungen verbittert, sondern wenn man in einer Frage keine Verständigung erreicht, trennt man sich ruhig, um das nächstmal eine andre Frage ohne Voreingenommenheit aufzugreifen. Sollte aber doch die Neigung zur Verständigung wachsen, so ist der neutrale Boden in dem gemeinsamen Ausschuß gegeben, diese Entwicklung zu fördern.



Der Orient in unsrer historischen Bildung

Von Rudolf Stäbe



n zwiefacher und zugleich entgegengesetzter Weise wird an unserm höhern Bildungswesen Kritik geübt. Auf der einen Seite wird im Interesse des praktischen Lebens eine Verminderung gefordert; dagegen erheben die akademischen Wissenschaften die Klage, unsre höhern Schulen gewährten nicht mehr eine zulängliche Vorbereitung für den Arbeitsbetrieb der Universität. Was an diesen Anklagen berechtigt ist, und wie unser höheres Bildungswesen nach den neuen Ansprüchen der Zeit zu gestalten ist, das sind Fragen, die nur in langer Arbeit bewältigt werden können. Darüber ist kein Zweifel, daß die Welt, in der wir leben, anders ist als vor fünfzig oder zwanzig Jahren. Daß auch die Bildung, die dem Leben dienen will, durch seine Wandlungen mitbestimmt wird, ist ebenso unbestritten. Auf

der andern Seite steht die Wissenschaft, die sich ebenfalls in steter Wandlung des Wachstums und der innern Erneuerung bewegt. Keine höhere Bildung ist denkbar, die nicht aus dem befruchtenden Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Arbeit hervorzüchelt. Aber kann und darf die Schule alles, was an sich wertvoll und wissenschaftlich ist, in sich aufnehmen, ohne dadurch den innern Wert ihrer Leistung bedenklich zu gefährden? Das ist eine Frage, die neuerdings für den Geschichtsunterricht nahegelegt worden ist, einmal durch die innere Wandlung der Geschichtsforschung, die neben die politische Geschichte die Geschichte der Wirtschaft und des geistigen Lebens gestellt hat, sodann aber durch die zeitliche wie räumlich-ethnographische Ausdehnung der Geschichte. Die bisher „geschichtslosen“ Völker Amerikas, Afrikas und der Südsee sind in der letzten Zeit Gegenstand historischer Bemühungen geworden. Und zeitlich sind wir durch die Ausgrabungen in Mesopotamien und in Babylonien um Jahrtausende nach rückwärts geführt worden, ohne damit auch nur annähernd die Anfänge geschichtlichen Lebens gewonnen zu haben.

In der letzten Zeit ist mehrfach die Aufnahme der altorientalischen Geschichte in den höhern Unterricht gefordert worden. In der Tat liegt die Frage nahe, ob wir den großartigen Ausbau der alten Geschichte, wie er durch die Entzifferung der Hieroglyphen, der altpersischen und der babylonischen Keilschrift und in der letzten Zeit durch die Auffindung des Archivs der hethitischen Könige in Boghazköi erreicht worden ist, unberücksichtigt lassen dürfen. Babylon zumal erweist sich immer mehr als die große Kulturzentrale, die auf Jahrtausende ganz Westasien beherrscht und weit darüber hinaus gewirkt hat. Erst wenn ihm die gebührende Stellung auch im Unterricht zugewiesen werde, kämen wir zu wahrhafter Einheitlichkeit unsrer geschichtlichen Bildung. Erst vom Orient aus vermöge man auch das „klassische“ Altertum in richtiger historischer Perspektive zu sehen.

Mit diesen Ansprüchen scheint uns allzusehr liegendes und schon aus praktischen Gründen unerfüllbares gefordert zu werden. Doch gilt es auch hier, das Berechtigte in den neuen Forderungen zu erkennen, wenn wir zugleich das betonen, wodurch sie beschränkt werden. Es lassen sich in der Tat Gründe dafür geltend machen, daß unsre geschichtliche Bildung den orientalischen Kulturvölkern ein höheres Maß von Beachtung zuwenden müsse.

Zwei Tatsachen legen diese neuen Forderungen auch dem allgemeinen Interesse nahe. Durch die Erschließung der altorientalischen Denkmäler hat unser geschichtliches Gesamtbild eine tiefgreifende Umgestaltung erfahren. Die Völker des Orients haben nicht nur für sich betrachtet ein bedeutames geschichtliches Leben geführt, sie haben auch auf die Anfänge der europäischen Kultur stark eingewirkt, sie haben unsre Geschichte mehrfach politisch wie kulturell nachhaltig beeinflusst und angeregt. Aber nicht nur die Erweiterung der geschichtlichen Forschung kann es nahelegen, die geschichtliche Bildung durch einen weitem Umblick, durch eine universale Betrachtung der Zusammenhänge

des Weltlebens zu bereichern. Wir stehen heute an einem welthistorischen Wendepunkt: seit der Erschließung des östlichen Asiens, das sich anschickt, seine Bahnen bis an die Westgrenze des eigentlichen China zu führen, nähern sich wieder die beiden großen geschichtlichen Hälften der Menschheit in einer sich gegenseitig bestimmenden geschichtlichen Gemeinschaft. Eine wirkliche „Weltgeschichte“, an der die gesamte Völkerwelt beteiligt ist, deren Wirkungen überall fühlbar sind, die Umspannung der Erde durch ein gemeinsames, die ganze Menschheit berührendes Leben beginnt erst mit unserer Zeit. Die Voraussetzung dafür ist die geographische Erschließung der Erde und die Eroberung und Erschließung der Neuländer durch die europäische Expansionskraft in der großen kolonialen Ära Europas. Aber diese kolonisierende und erobernde Erweiterung Europas, seine Ausbreitung über die Erde, stößt heute auf Widerstände. Die alten Kulturvölker Asiens, aus ihrem isolierten Leben aufgeschreckt, sind gerade durch die eindringenden Wirkungen des erregenden europäischen Wesens zu stärkerem Selbstbewußtsein, zur selbständigen Behauptung und Gestaltung ihres geschichtlichen Daseins gedrängt worden. Die nervös-erregbarste Nation natürlich zuerst, die Japaner; aber ebenso gehn nationale Bewegungen durch Indien, Persien und China.

Es ist vielfach von ausgezeichneten Kennern des Orients betont worden, daß die neuen Beziehungen zum Orient eine tiefere Kenntnis seiner Völker, ein eindringendes Verständnis ihres geistigen Lebens zu einem praktischen Erfordernis machen. Die Orientalen sind keine Barbaren, sondern durch ein großes historisches Leben geformte Völkerindividualitäten. Die Zeiten, wo uns die Gebilde orientalischer Kulturen als Kuriositäten erschienen, sind vorüber. Die wissenschaftliche Erforschung des Orients verbindet sich heute mit gewichtigen Interessen des realen Lebens, die jene befruchten und diesem dienen sollte. Den Orient in seiner Geschichte, seinen wirtschaftlichen Verhältnissen und seinem Kulturleben kennen zu lernen, ist eine Aufgabe, die nicht mehr abzuweisen ist.

So liegt in der Tat die Frage nahe: Was kann unsere geschichtliche Bildung dafür leisten? Jede Bewegung unseres Kulturlebens stellt ja neue Forderungen an unsern höhern Unterricht, als ob er alles zu leisten vermöchte. Das Neue macht sich immer mit der Energie eines jungen Lebens geltend, übertreibt deshalb bisweilen seine Ansprüche. Fragen wir, was erreichbar ist, so kann man die allgemeine Bedeutung der orientalischen Welt erst einem etwas mehr gereiften geschichtlichen Verständnis nahebringen. Es genügt, wenn sich der Blick einmal an größere Fernsicht gewöhnt, wenn er Interesse für die Weite des geschichtlichen Daseins und eine Vorstellung von seinem Inhalt erweckt. Erst auf der obern Stufe läßt sich einiges aus der Geschichte der alt-orientalischen Kulturvölker mitteilen, wie es auch geschieht. Daß dabei gelegentlich noch veraltete und unhaltbare Ansichten mit unterlaufen, soll nicht bestritten werden. Aber auch hier dürfen wir nicht zu viel erwarten; gerade das Wichtigste, das

Verständnis der allgemeinen Kulturbeziehungen, wird oft schwierig sein. Alles geschichtliche Verstehen knüpft an das Wollen und Handeln der geschichtlichen Persönlichkeiten an. Und darauf beruht der Bildungswert des geschichtlichen Unterrichts. Das lebendige Vorbild des tatenerfüllten Lebens ist es, was der Geschichte ihren ethischen Wert gibt. Denn darin enthüllt sich — machtvoller als es jede Lehre vermag — der höchste menschliche Lebenswert: der Wille und die mit ihm verbundene sittliche Verantwortung. Hier liegt die Schranke der orientalischen Welt. Lebendige menschliche Größe, die uns fühlbar nahetritt, zu der wir uns erhoben fühlen könnten, hat sie uns außer etwa dem ältern Kyrus und Dareus kaum gezeigt.

Ermöglicht aber die bisher gewonnene Erkenntnis der orientalischen Geschichte ihre Berücksichtigung in unsrer historischen Bildung? Die Frage liegt nahe bei den großen Gegenätzen unter den Forschern und bei der offenkundigen Unsicherheit vieler einzelner Annahmen. Gerade neuerdings ist durch Ed. Meyers bedeutende Abhandlung „Sumerer und Semiten in Babylonien“ (1906) ein kulturgeschichtliches Problem von der größten Bedeutung, die Entstehung der babylonischen Kultur, in ein neues Licht gerückt worden. Trotzdem darf man nicht verkennen, daß es im Orient nicht schlechter steht als in der griechisch-römischen Geschichte, vielfach sogar besser. Auch in der Geschichte des Altertums sind wir über weite Strecken wenig unterrichtet, über viele, oft wichtige Ereignisse besteht mancherlei Ungewißheit. Und im bekannten Bereiche hat sich die Auffassung von Persönlichkeiten, Vorgängen und Zuständen vielfach gewandelt. Was ist denn hier die historische Wahrheit? Die historische Betrachtung ist immer Auffassung der Vergangenheit im Geiste der Gegenwart. Trotzdem verzichten wir nicht auf geschichtliches Erkennen.

So vieles in einzelnen noch strittig und ungewiß bleiben mag, so darf deshalb doch nicht die in zahlreichen Erscheinungen zutage tretende historische Tatsache verkannt werden, daß die babylonische Kultur eine Weltkultur war, die ihre Nachwirkungen noch heute übt, obwohl das babylonische Weltbild als Einheit seit Kopernikus und Galilei für unser Denken durch ein andres ersetzt worden ist. Nicht minder interessant ist der große Versuch der Assyrer, über der bunten Fülle der kleinern Stämme und ihrem Sonderleben einen Einheitsstaat zu errichten. Sie haben das Werk des Kyrus und des großen Dareus vorbereitet.

Ein Vorzug der altorientalischen Geschichte aber liegt in der urkundlichen Überlieferung durch Denkmäler. Wo die historische Überlieferung durch das Medium der Literatur erfolgt, wird sie vielfach umgewandelt durch die Individualität des Schriftstellers, durch die mannigfachen Wandlungen, die jeder Bericht in längerer Überlieferung erleidet, oft auch durch rein literarische Abhängigkeitsverhältnisse und Absichten. Im Vergleich mit den historischen Berichten des Alten Testaments oder der ältern griechischen Historiker, die — mit Ausnahme des Thukydides — oft ein recht unklares Bild geben, hat das Tatsächliche in

der orientalischen Überlieferung oft eine erfreuliche Sicherheit. Natürlich fehlt es in offiziellen Berichten über die Taten der Könige nicht an Übertreibungen oder an Verhüllungen, wo etwas zu verschweigen war. Das gehört aber zum Stil der Königsinschriften. Der König ist ein Gott, oder er steht den Göttern nahe; so wird ihm menschliches Geschick ferngehalten. Freilich haben wir bisher zwar große Massen an Aufzeichnungen geschichtlichen Inhalts aus dem alten Orient; aber eine wirkliche Geschichtsdarstellung fehlt noch. In Indien ist die Literatur von dem spekulativen Geist und der Kraft der Phantasie beherrscht. Die geschichtliche Erinnerung ist ins Epos eingegangen. Die ungeheuer reiche indische Literatur hat kein einziges wirkliches Geschichtswerk. Als den „geschichtslosen Weltteil der Brahmanen“ hat G. Bühler Indien bezeichnet, und auch Bischof betont, daß den Indern der geschichtliche Sinn fehlt. Selbst die als historische Dokumente wichtigen Inschriften zeigen auffallend wenig den Charakter einer Geschichtsdarstellung. Der große Buddhistenkönig Asoka legt in Inschriften seine Überzeugungen dar und ermahnt seine Völker zu moralischem Wandel. Und die Inschriften der Guptadynastie (zweites bis fünftes Jahrhundert n. Chr.) sind Preisgedichte auf Herrscher, ganz im Stil der höfischen Kunstpoesie gehalten. Die beiden buddhistischen Mönchschroniken aus Ceylon (fünftes Jahrh. n. Chr.), die wir durch W. Geiger kennen gelernt haben, sind rein legendarischen Charakters. Erst aus dem zwölften Jahrhundert n. Chr. lernen wir eine Königschronik aus Kaschmir kennen, die Rajatarangini. Das will wenigstens eine Landesgeschichte sein. Aber auch dieses Werk, in Versen geschrieben, ist ganz im Stil des dichterischen Panegyrikus gehalten und hat einen vielfach märchenhaften Charakter, obgleich es nicht ohne historischen Gehalt ist. Oldenberg, der kürzlich die indische Geschichtschreibung zu würdigen gesucht hat, hat wohl mit Recht gesagt, daß aus dem indischen Geist ebensowenig ein echtes Geschichtswerk entstehen könne, wie seine Kunst einen Apollo zu schaffen vermöchte.

Dagegen hat ein anderes Volk des Orients, die Chinesen, mit Recht den Ruhm, die besten Überlieferer geschichtlicher Ereignisse zu sein. Freilich haftet ihr Blick am einzelnen; es fehlt an dem Gefühl für die innern Zusammenhänge, an historischer Perspektive, wie solche auch ihrer Malerei fehlt. Aus Westasien ist zwar kein eigentliches Geschichtswerk erhalten; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß es solche gab. Wir werden noch glückliche Funde abwarten müssen, ehe ein Urteil über die orientalische Geschichtschreibung möglich ist. Die historischen Bücher des Alten Testaments genügen dafür bei weitem nicht.

Überhaupt liegt ein besonders schwieriges Problem in der Tatsache, daß die „Tradition“ auf verschiedenen Gebieten sehr verschieden zu bewerten ist. Sie ist ein Spiegelbild der nationalen Geistesart; das geschichtliche Bewußtsein, der Umfang wie die Sicherheit der Erinnerung hängen sowohl von den Beziehungen des Volkes zu seinem Boden wie von der sozialen Konstruktion des Volkskörpers ab. Ein Volk, das seit der ältesten Zeit als Ackerbauer mit seinem Boden verwachsen ist, bei dem überdies in Familien- und Stammesgemeinschaft das Leben

stark gebunden ist, kann eine weitreichende und zuverlässige Tradition haben. Die Chinesen werden dafür ein Muster sein. Aber schon das starke Bewußtsein für genealogische Zusammenhänge festigt bisweilen die geschichtliche Erinnerung für lange Zeiträume, wie bei den Irokesen und zentralasiatischen Türkvölkern. Ganz anders liegen oft die Verhältnisse, wenn die geschichtliche Erinnerung Angelegenheit eines Standes wird, z. B. des Priestertums oder eines berufsmäßigen Dichterstandes. Hier greifen oft neben der frei gestaltenden Phantasie auch bestimmte Tendenzen verwirrend ein. So wird die Tradition, wo sie sich entwickelt, eine sehr verschiedenartige Erscheinung, über deren Wert nur die Kenntnis der Voraussetzungen, unter denen sie entstanden ist, entscheiden kann. Auf dem Boden der orientalischen Geschichte liegt gerade in der Frage nach Art und Wesen der Tradition eine besondere Schwierigkeit.

Aber wenn wir für Hellas und Rom ein geschichtliches Verständnis gewinnen können, so ist es für den Orient bei der Fülle seiner Dokumente und Denkmäler nicht minder möglich. Vielsach sind neuerdings die orientalische und die griechische Kultur aneinander gemessen worden. Unfraglich sind sie die beiden großen, unsre Geschichte bestimmenden Mächte. Heute darf man ihr Verhältnis zueinander nicht dahin bestimmen, daß der Orient nur die militärisch-politische Macht, das Griechentum aber die eigentliche Kulturmacht bedeute. Einerseits ist das Griechentum aus einer vom Orient beherrschten Kultur erwachsen, andererseits hat auch der Osten geistig wie künstlerisch Großes geschaffen. Auch an ethischem Wert darf man den Orient nicht herabsetzen. Gewiß hat Hellas einen einzigartigen Reichtum an persönlichen Größen. Aber neben allen wertvollen Erscheinungen stehen auch in den besten Zeiten der griechischen Geschichte die Erscheinungen menschlicher Niedrigkeit. Auf der andern Seite sind zumal Indien und China reich an denkenden und handelnden Menschen von höchster Genialität und sittlicher Größe und Würde. Auch in der babylonischen Kulturwelt kann es nicht an Persönlichkeiten von tiefem, wertvollem Lebensgehalt gefehlt haben, die sich hoch über die Maße des Gewöhnlichen erhoben. In Indien stehen neben den tiefstinnigen Lehrern einer religiösen Weltanschauung, neben einem Jajnavalkya, Buddha und Krishna die großen, echt philosophischen Denker wie Kapila und Kanada.

Der Abstand zwischen dem Orient und Hellas ist dabei deutlich fühlbar. Nur muß man den Wesensunterschied an der rechten Stelle suchen. Bei aller Kulturhöhe, bei den erstaunlichen technischen Leistungen ihrer Kunst und bei den großartigen Organisationen der politischen und sozialen Lebensordnungen sind die orientalischen Völker niemals aus einer gewissen Gebundenheit herausgetreten. Dem Orient fehlt es nicht an großen Persönlichkeiten, aber es fehlt der sein eignes Leben frei darstellende, in sich und aus sich eine Welt gestaltende Mensch. Hier gerade liegt die Kulturbedeutung des Griechentums, das vor einer alten, übermächtigen Kultur stand, in der es aufgegangen wäre, wenn nicht ein Neues und Bleibendes mit dem griechischen Wesen in die Geschichte getreten wäre.

Die griechische Demokratie entfesselte die auf einen engen Raum beschränkten Kräfte des persönlichen Lebens, das sich in der Wissenschaft und Kunst, im Staate wie in der Religion darstellt. Darauf beruht die Vielgestaltigkeit und Beweglichkeit des griechischen Lebens, darauf seine Schwäche.

Damit werden wir beiden Seiten, dem Orient wie dem Griechentum, als den wirksamsten Mächten unsers geschichtlichen Lebenskreises gerecht werden. Das ist nötig gegenüber einseitigen und überspannten Ansprüchen zumal von babylonischer Seite. Man möchte den Wert und die Bedeutung des griechischen Geistes für die europäische Entwicklung möglichst verkleinern und zugunsten der Babylonier herabsetzen. Bisweilen scheint es fast, als sollte nun Babylon an die Stelle von Athen und Rom treten. Solche Verirrungen zeigen nur, daß mancher ausgezeichnete Gelehrte sein eignes Gebiet, dem er die Kraft seines ganzen Lebens zugewandt und worin er seine Erfolge gewonnen hat, für das einzige hält, was als Wissenschaft gelten könne. Dabei stellt sich leicht das Streben ein, die ganze Weltgeschichte von einem Punkte aus zu durchleuchten und als Einheit zu erklären. Von der babylonischen Flut ist denn in der Tat kein Gebiet der Welt verschont geblieben. In ihr ist nicht nur die Schöpferkraft des Griechentums versunken. Es gibt bald überhaupt nichts mehr auf der Welt, was nicht babylonischen Ursprungs sein soll. Die Kultur der Chinesen und Indier soll im Grunde babylonisch sein — Berührungen sind in der Tat vorhanden. Aber auch die kosmologischen Dichtungen der Polynesier, Kalenderwesen, Architektur und religiöser Kultus der alten Mexikaner werden aus Babylon abgeleitet. Gewiß sind oft überraschende Parallelen vorhanden, und die Verbindungen der Völkerwelt sind älter, mannigfacher und wirksamer, als man früher bei einer allzu isolierenden Betrachtung annahm.

Wir stehen vor einem Gebiet unübersehbar reichen und großen Lebens, wenn wir nach Osten blicken. Man kann seine Berücksichtigung in unserer geschichtlichen Bildung damit begründen, daß die letzten Wurzeln unserer Gesamtkultur am Euphrat zu suchen sind. Wer in der eignen Zeit wirklich Bescheid wissen will, der muß die Herkunft der Ströme kennen, die sie befruchten. Aber nur was als lebendig wirkende Macht noch in unserm Dasein Bestand hat, was für unser Bewußtsein Gegenwartswert hat, das allein hat auch in unserer allgemeinen Bildung Anspruch auf Beachtung. Was uns die wissenschaftliche Forschung über die Bedeutung der babylonischen Kultur gelehrt hat, das ist gewiß wertvoll und wichtig für historische Erkenntnis, aber es hat für unser geistiges Sein kaum eine Bedeutung, es ist lediglich von antiquarischem Interesse. Wohl läßt sich heute manches seltsame Stück im europäischen Kulturleben, z. B. die Astrologie, die sieben Wochentage u. a., auf babylonischen Ursprung zurückführen. Aber wo ist jemals in der europäischen Entwicklung das Bewußtsein für diesen Zusammenhang lebendig oder wirksam gewesen? Längst haben sich andre Motive für uralte Überlieferungen eingeschoben. Gegenüber den vielfachen Überspannungen wird man die einfache Wahrheit immer wieder betonen müssen,

daß nicht alles, was an sich wertvoll und wissenschaftlich ist, auch im höhern Unterricht eine Stätte finden kann. Was für Babylon recht ist, wäre für Indien, China und Japan billig, Gebieten, mit denen uns obendrein starke Interessen der eignen Gegenwart verbinden. Wer aber die Schranken des Menschlichen kennt, der wird sie auch dem höhern Schulwesen zugestehen und von ihm nicht erwarten, daß hier einmal ein Land unbegrenzter Möglichkeiten sei.

Hier gebührt sicher dem Griechentum in der geschichtlichen Betrachtung der Vorrang, und zwar nach seinem Lebensinhalt wie wegen des lebendigen Zusammenhangs unsrer Gesittung mit den Schöpfungen von Hellas. Wenn ihm gegenüber die Behandlung des Orients, soweit der höhere Unterricht in Frage kommt, wohl stets auf ein bescheidneres Maß beschränkt bleiben muß, weil sein Leben uns ferner gerückt ist, so kann darin doch das Wünschenswerte, eine Vorstellung von seiner historischen Eigenart und Wirksamkeit gewonnen werden. Beiden Seiten kann damit ihr Recht werden. Freilich dürfen wir die großen orientalischen Kulturvölker nicht mehr in einem vorgegeschichtlichen Halbdunkel lassen und erst auf die Griechen das volle Licht des geschichtlichen Lebensstages fallen lassen. Diese nach den kleinen europäischen Maßen verengerte Auffassung ist heute unhaltbar: die Griechen selbst haben sie nicht gehabt, wie Herodot zeigt. Es genügt, wenn sich dem Blicke die Tatsache erschließt, daß die geschichtliche Welt nicht an irgendwelche Landesgrenzen gebunden ist, und daß das Menschheitsleben in seiner geschichtlichen Entfaltung trotz aller Abstände eine Einheit bildet. Das Leben der Gegenwart fordert eine weitere Umsicht auf allen Gebieten der Arbeit, weil wir in weitem Zusammenhängen wirken. Die höhere Bildung kann nur zum Verständnis solcher Beziehungen hinführen. Darin mag ein gewisses Recht neuer Forderungen liegen, die sich freilich immer in engen Grenzen werden erfüllen lassen. So gern wir uns für die Erkenntnis des Altertums vom Orient aus belehren lassen, so freudig wir zur Aufnahme jeder neuen, gesicherten Erkenntnis bereit sind, so sehr scheint doch noch Vorsicht geboten zu sein gegenüber einer Konstruktion des geschichtlichen Bildes, das überreich an unsichern Annahmen ist.



Teresa de Jesus



on Quijote sieht Kriegsheere, Riesen und goldne Mitterhelme, wo der normale Mensch Schafe, Windmühlen und Barbierbecken sieht, und zu Ehren einer nicht existierenden Dame von unaussprechlicher Schönheit verrichtet er Heldentaten, die ihm ungezählte Prügel eintragen, und peinigt er seinen ausgemergelten Leib in der Waldwüste mit Bußwerken. Sollte Cervantes nicht auch ein wenig an die wunderbaren Dinge gedacht haben, die so mancher spanische